



Ein kraftvoller "Maskenball" an der Berliner Lindenoper

Verdis Oper wird in den US-Wahlkampf verlegt

Welt Online

22. Januar 2008

von Manuel Brug

Auf der Bühne treibt es ein Premierminister mit seiner glamourösen Geliebten. Aber nicht das aktuelle Frankreich ist Schauplatz der modernen Neuinszenierung von Giuseppe Verdis "Maskenball" an der Berliner Lindenoper. Hier blickt man wieder einmal über den Atlantik und bleibt in der amerikanischen Provinz hängen. Genauso war es schon dem Komponisten gegangen, der wegen Schwierigkeiten mit der römischen Zensur nicht den Schwedenkönig Gustav III. auf offener Bühne ermorden lassen durfte, sondern solches im unverfänglicheren Boston spielen lassen musste.

Die beiden Regisseure Jossi Wieler und Sergio Morabito, die seit zehn Jahren mit ihrer intelligenten wie professionellen Handschrift zu den führenden Musiktheater-Regisseuren zählen, haben es nun endlich auch nach Berlin geschafft: der Stadt mit den drei Opernhäusern, aber keiner übergreifenden Spielplanversion.

Nicht alles geht auf in ihrer Stars-and-Stripes-Variante über eine US-Wahlparty im tödlichen Verdi-Rausch, für die sie sich offenbar noch einmal Emilio Estevez' wunderbaren Film über die Stunden vor der Ermordung von Robert Kennedy im Ambassador Hotel in Los Angeles genau angeschaut haben. Seltsamerweise ist manches superpräzise und detailgenau ausgearbeitet, anderes enttäuscht, wie die plumpe Liebesszene unter dem Galgenbaum, bei dem in Barbara Ehners' fiesblauem Einheits-Ballroom aufgeknüpfte Schwarze von der Decke baumeln. Auch die finale Party muss gleich wieder zur Orgie ausarten.

Verdi schrieb hier auf dem Höhepunkt seiner mittleren Schaffensperiode eine so knappe wie effektive Mischung aus Schicksalsschwärze, Liebesehnsucht und gellendem Offenbach-Sarkasmus. Den fängt diese gelungene Produktion meist ein - wenn etwa die silberstimmige Anna Prohaska als Lieblingspraktikantin Oscar trällernd die Mikroprobe macht, oder wenn die Wahrsagerin Ulrika (superaltdunkel: Larissa Diadkova) als schwarze Putze schon mal über die Galerie schlurft, bevor sie ihre Prekariat-Kundschaft empfängt.

Liebe endet hier im Tod. Riccardo muss das nach einem Pistolenschuss erfahren, den sein bester Freund Renato abfeuert, dem er die Frau ausgespannt hat. Am Ende haben freilich alle verloren, denn auch die beiden Gattinnen werden nicht mehr glücklich. Wieler und Morabito spiegeln das Schicksals Amelias in der hinzuerfundenen stummen Frau Riccardos. Und sie zeichnen kongenial den merkwürdigen Mörderwahnsinn der Verschwörer nach, denen sich der verletzt auf Rache schwörende Renato anschließt. Somnambul taumeln die Mannen durch den Saal, im Nachtzeug ereignet sich eine so lächerliche wie groteske Erkennungsszene. Betrunknen fährt man später per Kinosessel ins Tanzgeschehen, doch das frivole Spiel mit dem Revolver wird plötzlich tödlicher Ernst. Ein Kind und ein Stahlseil sind dabei ebenfalls wichtige Requisiten.

Dieser "Maskenball" ist eine sinnvolle Berliner Spielplan-Ergänzung - 15 Jahre nach der glänzenden Inszenierung von Götz Friedrich an der Deutschen Oper. Und auch musikalisch kann die Lindenoper an die schöne Zeit von damals anknüpfen. Piotr Beczala, lange nur als polnischer Mozart-Gebrauchstenor gehandelt,



hat sich hinreißend ins Verdi-Fach entwickelt, begeistert mit Stimmkultur, Trällerleichtigkeit und amourösem Nachdruck. Dalibor Jeniš ist ihm ein Nebenbuhler und Ex-Freund auf Augenhöhe, mit einem wendigen, dunklen Bariton, der Töne des Ekels, der Wut, aber auch der Verzweiflung findet. Mit ihrem eher durchschnittlichen Vokalmaterial kann Catherine Naglestad da nicht mithalten, doch lässt sie dies dank ihrer Phrasierungskünste und ihrer darstellerischen Unmittelbarkeit luxuriöser erscheinen als es ist.

Souverän geführt wird dieser "Maskenball" freilich vom dirigentischen Tanzmeister im Graben, dem jungen Schweizer Philippe Jordan, der die Fäden nie aus der Hand gibt, einen trocken knallenden, aber auch melodienblühenden Verdi vorantreibt. So macht Oper in Berlin Spaß.